

Interview mit Prof. Dr. Dieter Röh, Beauftragter für die Belange von Studierenden mit Beeinträchtigungen, HAW Hamburg

1. Bitte stellen Sie sich kurz vor und verraten uns, wo Sie arbeiten.

Ich bin Dieter Röh, bin Professor für Wissenschaft Soziale Arbeit an der Fakultät für Wirtschaft und Soziales an der Hochschule für angewandte Wissenschaften in Hamburg. Ich bin Sozialarbeiter vom Grundstudium her und habe noch ein gesundheitswissenschaftliches Studium abgeschlossen. Seit 2005 bin ich an der HAW tätig. Meine Schwerpunkte sind: Die Rehabilitation und soziale Arbeit mit behinderten Menschen. Das schließt auch Menschen mit chronischen und auch psychischen Erkrankungen ein. Seit 2005 bin ich an der Hochschule und seit 2008 bin ich Behindertenbeauftragter für die gesamte HAW.

2. Was sind Ihre konkreten Aufgaben?

Neben der Professur für diesen Bereich, wurde ich auch gefragt, ob ich nicht das Amt des Behindertenbeauftragten übernehmen wollen würde. Das ist ein Amt, was im Hamburger Hochschulgesetz im Paragraph 88 verankert ist. Da steht, dass der Behindertenbeauftragte bei allen Maßnahmen zur sogenannten sozialen Förderung von behinderten Studierenden und zum Nachteilsausgleich bei der Hochschulzulassung, beim Studium und bei Prüfungen mitwirkt. Er kann gegenüber allen Organen der Hochschule Stellungnahmen abgeben, hat auch Rederecht in den Selbstverwaltungsgremien und ist auch selbst über alles, was die Hochschule in Bezug auf die behinderten Studierenden tut, zu informieren. Dieser Paragraph 88 spricht tatsächlich nur von Behinderung, oder von behinderten Studierenden und ich erweitere das in meinem Selbstverständnis auch auf Studierende mit chronischen Erkrankungen, also somatische chronische Erkrankungen, aber eben auch psychische Erkrankungen. Die müssen ja nicht immer chronisch sein, aber falls sie es sind, fällt das für mich auch darunter. Es ist immer schwierig, wenn man Behindertenbeauftragter sagt, haben die meisten so ein Bild im Kopf, dass es ausschließlich um körperlich- oder sinnesbeeinträchtigte Menschen geht. Für mich und alle anderen, die diese Tätigkeit an allen Hochschulen ausüben, ist der Begriff etwas weiter gefasst. Wie der Paragraph es im Hochschulgesetz schon sagt, sind wir als Behindertenbeauftragte primär für diese Nachteilsausgleiche zuständig. Die meisten erweitern ihr Aufgabengebiet dann über diesen Ausschnitt aus, gehen in die strukturellen Fragen hinein und mischen sich hier und dort in Fragen, die das Thema Behinderung, oder Krankheit im Studium betreffen, ein. Ganz

konkret würde ich noch erwähnen, dass wir jetzt aktuell einen sogenannten Inklusionsplan auf den Weg gebracht haben, der Maßnahmen und Ziele umfasst, die unter diesem Deckmantel von inklusiver Hochschule firmieren und die wir uns jetzt als Hochschule selbst vornehmen sollten. Das meine ich mit strukturellen Ansätzen, die wir auch haben. Daneben ist es primär auch eine individuelle Beratung von Studierenden.

3. Wie würden Sie den generellen Umgang mit dem Thema, Studieren mit psychischen Erkrankungen an der Hochschule beschreiben?

Ich würde sagen die Hochschule tut sich schwer das Thema systematisch mitzudenken. Dass Studierende da sind, die psychische Erkrankungen, oder Schwierigkeiten, haben. Das immer zu bedenken fällt der Hochschule sehr schwer und die erste Assoziation, wenn ich von meiner Arbeit berichte, oder in irgendwelchen Gremien sprechen und sage, dass es mir um die Belange von Studierenden mit Behinderungen, oder chronischen Erkrankungen, geht, ist immer, dass es um Rollstuhlfahrer, Blinde, oder Taube geht. Die erste Rückfrage ist meistens die bauliche Barrierefreiheit betreffend. Es sagt nie jemand: "Das stimmt, da gibt es auch viele Studierende, die unter einer Belastungssituation studieren, was auch mit einer psychischen Beeinträchtigung zu tun hat.". Ich finde, dass sich die Hochschule sehr schwertut. Damit korrespondiert, aber nicht nur auf diesen Teil, die psychischen Erkrankungen, bezogen, dass unheimlich viele KollegInnen von mir, aber vielleicht auch Mitarbeiter in der Verwaltung, von der Idee des Normalstudenten ausgehen. Man kann auch bewusst die männliche Form nehmen, also der Normalstudent. Der ist leistungsfähig, leistungsbereit, immer motiviert, in der Lage all das aufzunehmen und es wird gar nicht gesehen, oder ausgeblendet, dass Studierende vielfältiger sind, als man es in dieser Situation von ihnen erwartet. Es ist mir auch schon öfter passiert, dass Kollegen sagten: "Ich will mich eigentlich damit gar nicht befassen. Ich will eigentlich eher mit den Studenten arbeiten.". Was auch immer das bedeutet, es wird ein Stück weit ausgeblendet, dass es diesen imaginären Normalstudenten eigentlich gar nicht gibt. Auf der anderen Seite muss ich sagen, wenn man ein bisschen ins Detail geht, gibt es schon viele Angebote, gerade an der HAW. Wir haben da schon einiges auf den Weg gebracht und es gibt auch viele engagierte Personen, auch Lehrende, oder Mitarbeiter der Verwaltung und auch Studierende, die sich bemühen ihr Bestes zu geben, Situationen und eine Kultur dafür zu schaffen und Angebote zu machen, damit Studierende mit einer psychischen Belastung irgendwie zurechtkommen und sich orientieren können. Ich glaube es ist beides. Insgesamt würde ich sagen, dass sich die Institution schwertut, aber darunter, wenn man genauer schaut, gibt es doch viele Möglichkeiten das Thema zu bearbeiten und da gibt es viele engagierte Personen.

4. Haben Sie das Gefühl, dass sich der Umgang mit dem Thema und betroffenen Studierenden in den letzten Jahren verändert hat?

Ja, ich würde sagen, dass es sich ein bisschen verändert hat. Verändert hat sich, dass sich insgesamt ein offenerer Blick und Horizont bei vielen ergeben hat. Ich glaube das hat etwas damit zu tun, dass wir uns in der Gesellschaft zumindest bestimmte Teile dieses Erkrankungsspektrums offener anschauen und bewusster hinschauen. Wir sind auch etwas toleranter geworden. Grundsätzlich gibt es da eine gewisse Richtung, aber noch nicht in dem Sinne, dass ich denken würde: "Man kann es jetzt stark feststellen und es betrifft alle Bereiche aus diesem Feld.". Davon abgesehen glaube ich, dass es sich noch viel zu wenig in konkreten Handlungen und Aktionen zeigt. Diese Offenheit, die in den Köpfen vielleicht schon da ist, zeigt sich nicht wirklich in dem, was ich konkret tue. Dass ich mich zum Beispiel zu wenig damit befasse, wie Nachteilsausgleiche in Prüfungen aussehen können, oder auch die Anwesenheit von Studierenden. Was ich sozusagen aus dem Laienwissen, der Menschlichkeit, heraus für Ideen habe und wie man eine Situation anpassen könnte. Die Frage ist, in welcher Situation sich Betroffene, die vielleicht eine Depression haben, suchtkrank sind, oder Ängste haben, eigentlich befinden. Da sehe ich noch wenig, beziehungsweise sehr viel weniger, als im Bewusstsein schon veranlagt ist. Vielleicht fehlt da die Kreativität, oder Angst ist da, man könnte denen dadurch einen Vorteil geben, wenn man etwas anpasst. Ein gutes Beispiel ist dafür immer die Frage der Prüfungsangst. Wenn man darüber spricht, dass Studierende mit einer manifesten psychischen Erkrankung sagen: "Diese Prüfung fordert mich extrem heraus, in der Vorbereitung und in der Durchführung.", wird sofort immer reflexartig gesagt: "Prüfungsängste haben wir doch alle. Das gehört doch dazu. Das muss man doch vielleicht sogar haben, um angemessen aufgeregt zu sein.". Da fehlt mir dann wieder der differenziertere Blick zu sagen: "Ja, natürlich haben wir die alle, aber es gibt Menschen, die haben sie aus anderen Gründen und viel stärker.". Da glaube ich, dass noch viel Luft nach oben ist. Da könnte sich noch mehr ändern. Dass wir hinter die Kulisse blicken und schauen, was die Gründe dahinter sein und wir konkret tun könnten.

5. Welche Auswirkungen kann Stigmatisierung auf betroffene Studierende haben? Was können Betroffene, Mitarbeitende und Mitstudierende unternehmen, um Stigmatisierung entgegenzuwirken?

Zunächst muss man verstehen, Asmus Finzen, ein Psychiater, hat es mal sehr treffend beschrieben, dass es die zweite Krankheit ist. Es kommt eigentlich zusätzlich zu dem, was man ohnehin schon an Belastungen hat, hinzu. Das heißt es ist auch nicht etwas, was man individuell und alleine bewältigen kann. Es wird von außen als zusätzliche Belastung an die Person herangetragen. Die Auswirkungen sind allgemein schwer zu bestimmen, aber ich

würde sagen, dass es grundsätzlich eine zusätzliche Last ist. Man hat sozusagen mit der eigenen Lebenssituation zu kämpfen, versucht das Beste daraus zu machen, auch in der Anforderung des Studiums und dann kommt einem eine latente Haltung entgegen. Und das ist bei Hochschulen besonders, aber auch in der Arbeitswelt, vertreten. Es geht hier um den Leistungsanspruch. Man muss im Studium bei all der Offenheit, die es gibt, Leistungen bringen. Wenn ich mich zusätzlich auch noch stigmatisiert fühle, also das Gefühl habe, dass mich andere besonders beobachten, mich vielleicht auch, wenn sie mich sehen, oder etwas über mich wissen, abwerten und ich selbst auch einen Leistungsanspruch habe, dann kommt etwas oben drauf, was es mir noch schwerer macht diese Leistung zu erbringen. Daneben gibt es das Problem, dass wir eine relativ konstante Neigung der Allgemeinbevölkerung zu Stigmatisierungen haben. Letztendlich liegen wir mit 17000 Studierenden und vielen hundert Mitarbeitern an der Hochschule im Bevölkerungsdurchschnitt. Da ist natürlich alles, was an Vorstellungen über sogenannte psychisch kranke Menschen herrscht, vertreten. Von "die sind nicht leistungsfähig" bis hin zu "die sind sogar gefährlich und schwierig". Das ist eine latente Stimmung, die von außen hereingetragen wird. Dieser Leistungsanspruch ist dann das schwierigste und das, wo es sich am stärksten auswirkt. Das Studium wird immer auch von einigen so gesehen, dass zunächst eine Leistung erbracht werden muss, um einen wissenschaftlichen Beruf, oder eine Profession zu erlernen und weniger, dass wir einfach eine Bildungsgemeinschaft sind und uns auch mal wissenschaftlich, oder künstlerisch, mit Themen beschäftigen. Das erste erschwert das Ganze natürlich immer; dass einige sagen: "Nein, man muss auch zeigen, dass man später diesen Beruf ausüben kann.". Wenn wir sagen: "Man könnte die Prüfung hier und dort anpassen.", kommt häufig die Reaktion: "Naja, aber später muss man das im Beruf ja trotzdem können.". Und das ist sozusagen auch eine Form von Stigmatisierung; die Vorstellung, dass das, was jetzt so ist, immer so sein wird. Dann sage ich immer: "Das wissen wir doch gar nicht.". Erstens wissen wir auch gar nicht bei uns, ob wir es in einer späteren Situation noch können und hier setzt man dann voraus, dass Studierende das auf Dauer nicht können, was sie aktuell nicht können. Das mag ja auch so sein und in manchen Fällen so kommen, aber es ist nicht per se vorzusetzen. Das ist ein ganz wichtiger Punkt. Der nächste hat etwas damit zu tun, dass wir insgesamt in der Kultur der Hochschule selten Schwäche und unsere eigene Verletzlichkeit zeigen. Dass es da keine Kultur gibt, die einfach mal zeigt, dass wir eine Aufgabe zu erledigen haben, die anspruchsvoll ist und man auch viel leisten muss, wir aber daneben auch eigene kleine Krisen haben. Das zu zeigen würde den anderen auch signalisieren, dass ich mich öffnen darf. Das ist meiner Meinung nach, die kulturelle Seite, die sich neben dem bestehenden, berechtigten Leistungsanspruch auswirkt. Deswegen würde ich auch sagen das, was alle, auch die Betroffenen, dafür tun können, ist gemeinsam zu verstehen welche Mechanismen eigentlich wirken und was wir gemeinsam in diesem Hochschulkontext tun. Vielleicht tun wir

alle etwas, was ich gerade eher Kollegen vorgehalten habe. Wir tun alle so, als ob es immer so normal im Regelbetrieb weiterläuft. Vielleicht müssen wir manchmal und da könnte die aktuelle Situation zeitlich gut passen, sagen: "Es gibt neben dem Funktionieren auch besondere Randbedingungen, die es einem sehr erschweren.". Diese Vorurteile, die im Stigma drinnen stecken, können ein Moment sein, über das wir mal reflexiv nachdenken sollten. Da würde ich sagen, dass im Grunde alle gleichermaßen beteiligt sind. Es gibt ja auch dieses Stichwort der Selbststigmatisierung, dass man sich also selbst zurücknimmt, diese Vorurteile, egal, ob sie schon präsent sind, oder nur vermeintlich da sind, in die eigene Psyche reinholt und das für sich annimmt. Deswegen haben Betroffene auch eine Rolle dabei zu spielen, das für sich zurückzuweisen, oder zu sagen: "Ich spreche mal an, was ich wahrnehme.". So würde ich das sehr allgemein beschreiben. Man kann es noch konkreter beschreiben, aber ich glaube darauf kommen wir gleich noch zu sprechen.

6. Mit welchen Anliegen kommen Studierende zu Ihnen?

Primär sind es erstmal ganz individuelle Anliegen. Wenn sie merken, dass im Studium ein großes Problem entsteht, dann kommen sie zu mir, beziehungsweise zu Meike Butenob, die mit mir zusammen an dem Thema arbeitet. Es kommen dann immer Fragen rund um das Thema Prüfungen auf. "Wie kann eine Prüfung für mich angepasst werden?", oder, was eigentlich noch schlimmer ist, weil das Kind dann schon in den Brunnen gefallen ist, "Ich habe eine Prüfung nicht bestanden, weil ich mich nicht richtig darauf vorbereiten konnte.". Da geht es immer um die Frage, wie man das anpassen kann und Prüfungen in ihrer Form und Dauer, oder, wenn man über Praktika nachdenkt, auch in der Länge, verändern kann, damit es trotzdem für die Betroffenen möglich ist diese Leistungsnachweise abzulegen. Nicht nur bei den psychischen Erkrankungen sind das die Hauptanfragen. Das zweithäufigste ist die Frage des Umgangs mit der eigenen Erkrankung, aber insbesondere, wie man das eigentlich nach außen kommuniziert. Wie gehe ich damit auf Kommilitonen zu? Wie gehe ich damit auf Lehrende zu? Wann ist es zu viel? Meistens ist es eher so, dass viele das Gefühl haben, dass es schon zu viel ist das überhaupt anzusprechen. Die müssen das dann ja auch zumindest dem Prüfungsausschuss gegenüber offenlegen, wenn sie einen Antrag auf einen Nachteilsausgleich stellen. Da muss eine ärztliche Bescheinigung mit Diagnosen dabei sein. Das ist schon ein großer Schritt. Meistens ist es aber damit ja nicht getan. Ich muss dann ja auch dem Prüfer vielleicht nochmal erklären, warum es bei mir so aussieht. Wenn es um Gruppenarbeiten geht, muss ich es auch Kommilitonen kurz erklären, unabhängig davon, ob es jetzt eine Klausur, eine harte Prüfung, oder ein Referat, ist. Man muss erklären, warum man es nicht so hinbekommen hat, oder zum Beispiel eine gewisse Zeit der Gruppenarbeit ferngeblieben ist. Dann ist immer die Frage, darüber spreche ich viel mit Studierenden, was ich vorher schon sagen soll, um diesem Prozess entgegenzuwirken. Dass Kommilitonen

schon wissen, dass ich mich vielleicht mal ein paar Tage nicht melde, weil es mir ganz schlecht geht und ich nicht reagieren kann. Das ist eine ganz wichtige Frage. Die ist natürlich nicht immer klar zu beantworten. Immer möglichst viel zu erzählen ist genauso schwierig, wie überhaupt nichts zu erzählen und alles für sich zu behalten. Das ist neben den konkreten Anliegen, wie die Prüfungen aussehen können und welche Möglichkeiten es da gibt, das zweitwichtigste.

7. Was sind aus Ihrer Erfahrung heraus die schwierigsten und häufigsten Hürden, die betroffene Studierende in ihrem Studium zu bewältigen haben?

Da fange ich nochmal mit dieser Offenheit an. Ich glaube das ist der schwierigste Punkt. Wie finde ich den richtigen Umgang mit meiner eigenen Situation? Dazu zählt dann auch die Erkrankung, aber auch die allgemeine Situation. Wie spreche ich das bei anderen an? Wie sind andere dafür offen und ansprechbar? Das sind die wichtigen Fragen. Damit hängt dann auch der eigene Zweifel, wir hatten das Thema Leistungsdruck gerade, zusammen. Bin ich denn überhaupt leistungsfähig genug? Kann ich das, was in diesem Fach gefordert wird, überhaupt erbringen? Da hat man mit verschiedenen Beeinträchtigungen natürlich auch verschiedene Zweifel. Bei vielen psychischen Erkrankungen sind die sehr zentral. Die betreffen sozusagen die zentralen Fähigkeiten, die Schlüsselkompetenzen wie Kommunikation, Kooperation und so weiter. Bei anderen ist es dann etwas einfacher. Wenn ich beispielsweise "nur" hörbeeinträchtigt bin, egal ob nur leicht, mittel, oder sogar taub, habe ich natürlich auch ein Kommunikationsproblem, aber viele Gehörlose haben einen Umgang damit gefunden. Auch in ihrer Schule haben sie schon gelernt damit umzugehen, oder sie benutzen Hilfsmittel. Da ist es ein Stück weit einfacher den Leistungsmangel nicht hören zu können, zu kompensieren. Ich habe das Gefühl, dass es bei Studierenden mit psychischen Belastungen häufiger ganz zentral wird und vielleicht ja auch ist im Sinne von: "Was kann ich, wenn ich meine jetzige Situation annehme, eigentlich auf Dauer?". Das ist wieder eine Form von Selbststigmatisierung, dass ich das selbst in die Zukunft verlängere und sage: "Ja, wahrscheinlich ist das auch nichts für mich. Wahrscheinlich kann ich auch nicht studieren, oder diesen Beruf ausüben.". Daneben würde ich sagen, das ist fast unabhängig davon, kommt aber als zusätzliche Herausforderung dazu, ist auch ein Nebenjob ein Aspekt. Sich auch dort zeigen und leistungsfähig sein zu können und im Studienverlauf zu sehen, wo man steht, in welchem Semester man ist und in welchem man eigentlich sein könnte, welche Prüfungen einem noch bevorstehen, welche man auf jeden Fall in dieser Form absolvieren muss, welche man sich vorstellen kann abzuändern. Und dann natürlich auch wieder der Kontakt, also die Frage, wie ich eigentlich im Kontakt mit Kommilitonen und Lehrenden, mit denen man hauptsächlich zu tun hat, stehe. Wie spreche ich mit denen über meine Situation? Im Grunde genommen das, was ich eben schon gesagt

hatte. Das letzte ist das, was uns von der Seite der Hochschule immer sehr beschäftigt, nämlich die Frage, wie ich Hilfe, Beratung und Begleitung finde. Wo sind diese Menschen an so einer großen Hochschule? Wie kann ich sie ansprechen und mit was? Das ist gar nicht so leicht herauszufinden und dann auch nochmal von der Funktion zu abstrahieren und zu sagen: "Kann ich mich bei der Person öffnen? Traue ich ihm zu mit meiner Situation umzugehen?". Ich würde aber weitergehen und Studienfachberater, die auch teilweise Lehrende sind, oder Prüfungsausschussvorsitzende und andere Personen mit reinnehmen. Dieser Zugang zu Hilfen, die Frage der Kommunikation, des Kontaktes und diese Position der Selbstzweifel sind Hürden, die ich anführen würde.

8. Gibt es auch Grenzen, oder unüberwindbare Schwierigkeiten im Studium?

Ich würde nein sagen. Es kommt auf den Horizont an, den man ansetzt. Man müsste sehr genau definieren, was Grenzen sind. Natürlich gibt es dann Grenzen, wenn zum Beispiel massive psychische Probleme auftreten. Wenn sie so stark und dauerhaft sind, dass die Konzentration auf das Studium, den Themenverlauf und der Kontakt zu Lehrenden und Kommilitonen sehr stark eingeschränkt ist. Dass da wirklich eine Grenze ist, die erstmal überwunden werden muss. Wo man manchmal umgangssprachlich sagt: "Der müsste erstmal eine Therapie machen.". Wir haben aber auch Studierende gehabt, die so massiv psychisch belastet waren, dass es erstmal keine Möglichkeit mehr gab das Studium weiterzuführen. Eine weitere Grenze, die ist sehe, ist, wenn sich Studierende zurückziehen. Wenn sie gar nicht mehr in der Hochschule auftauchen, quasi verschwinden und nicht mehr erreichbar sind. Das ist natürlich eine Grenze, wo auch der Hochschule Grenzen gesetzt sind, weil wir natürlich keinen Auftrag haben dem nachzugehen. Und, das muss man auch sagen, das gehört auch zu dem Thema und wir beschäftigen uns damit, Selbstgefährdung ist eine definitive Grenze. Wenn das auftritt sind es natürlich Grenzen, die das Studium absolut limitieren. Ebenso ist Fremdgefährdung ein Thema in diesem Spektrum, auch, wenn es sehr, sehr selten vorkommt. Darunter gibt es dann auch Konflikte, die verbal, oder körperlich eskalieren können und das ist meiner Meinung nach auch eine Grenze, die wir klar setzen. Am Ende des Tages ist es eine Hochschule und es müssen Mindestanforderungen erbracht werden, die die fachlichen Anforderungen des Faches widerspiegeln. Das ist letztendlich auch eine harte Grenze. Bei all dem, was man anpassen kann, muss das am Ende des Tages auch erbracht werden.

9. Wo finden Studierende mit einer psychischen Erkrankung im Hochschulkontext Hilfe und welche Unterstützungsmöglichkeiten können sie in Anspruch nehmen?

Das ist schon durchaus vielfältig. Im Hochschulkontext kann ich auch nicht für alle sprechen,

aber bei uns und von dem, was ich bei der Universität Hamburg und auch national wahrnehme, ist es schon vielfältig. Es reicht von Regelangeboten wie der Studienberatung über die bereits angesprochene Studienfachberatung bis hin zu Vertrauensstellen in Konfliktfällen. Es gibt studentische Gremien, Fachschaftsräte der AStA und unsere Arbeit zum Beispiel mit dem Peer-to-Peer Angebot und die Einzelberatung in Bezug auf Nachteilsausgleiche. Das sind konkrete Unterstützungsmöglichkeiten und das sind eigentlich nicht wenige. Man könnte noch weitere mit hinzunehmen. Die Frage des Hochschulsports zum Beispiel. Da kenne ich mich aber zu wenig aus. Über körperliche Betätigung zu reagieren wäre auch eine Möglichkeit. Wir haben auch durch die Initiative eines Kollegen eine gesundheitsfördernde Seite, das heißt CamPuls. Da wird versucht durch verschiedenste Angebote, die muss man gar nicht alle aufzählen, präventiv anzusetzen. Wie kann man einer psychischen Belastung entgehen, oder sie abmildern? Ich finde das einen ganz wichtigen Punkt. Alles andere ist meistens reaktiv. Es ist schon ein Problem entstanden, vielleicht kann man das Ganze aber mehr in Richtung Prävention denken. Da könnten wir noch mehr machen. Es gibt ja auch gesundheitsfördernde Hochschulen, die sich zusammenschließen und mehr in Richtung Prävention denken.

10. Wie können Lehrende aus Ihrer Sicht Studierende mit psychischen Erkrankungen unterstützen?

Ich komme nochmal mit dem Thema Offenheit. Ich glaube das erste ist diese Offenheit und möglichst wenig Vorurteile zu haben. Das ist natürlich eine schwierige Sache, weil diejenigen, die Vorurteile haben, nie wissen, was Vorurteile sind und was Dinge sind, die tatsächlich zutreffen. Die eigene Sichtweise zu hinterfragen ist aber ganz wichtig. Was ich häufig antreffe ist zum Beispiel dieses Schema F Denken. Psychisch Kranke werden schnell in eine Schublade gesteckt. Sich da mehr auf eine individuelle Situation, oder, aus der Sozialarbeit heraus formuliert, die Lebenswelt, einzulassen und nicht zu verallgemeinern, wäre wichtig. Die Studierenden sind eben sehr unterschiedlich. Damit geht auch einher, dass man mal von sich aus signalisiert, dass man diese Verschiedenheit vielleicht schon kennt. Wenn man an Studierenden nah dran ist, weiß man davon. Oder auch, dass man Interesse zeigt und in bestimmten Situation fragt: "Hören Sie mal, ich habe sie ein paar Wochen nicht gesehen. Wollen Sie mir vielleicht erzählen, was los ist?". Dass man nicht gleich mit einer strafenden Haltung kommt, sondern nachfragt. Es können ja verschiedenste Gründe sein, unter anderem eben auch psychische. Was ich mir wünschen würde und Lehrende tun können, ist, sich einfach in der eigenen Hochschule zu informieren. Welche eigenen Angebote gibt es denn eigentlich schon? Worauf kann ich verweisen? Man muss es ja nicht unbedingt selbst unterstützen, aber wenigstens sagen: "Gehen Sie doch mal zur Studienberatung. Es gibt psychologische Studienberatungen, es gibt Studienfachberater, die

eher die fachlichen Fragen klärt und es gibt den Behindertenbeauftragten." Dass man sich erkundigt und dann auch direkt verweisen kann. Gegebenenfalls muss man auch schauen, wie man in seiner Lehre, oder bei sonstigen Kontakten, Stigmatisierungen, oder zusätzliche Nachteile, vermeiden kann. Habe ich selbst Ideen, wenn man krankheitsbedingt zwei, drei Wochen nicht dabei ist, kann ich da eine Ersatzleistung anbieten und sage das vielleicht auch gleich zu Beginn? Das ist ja auch wieder etwas, was nicht nur bestehende psychische Erkrankungen betrifft, sondern alle, die auch mal gesundheitlich ausfallen. Da sage ich gleich zu Beginn: "Wenn Sie mal ausfallen, lassen Sie uns darüber sprechen, wie dieser Ersatz aussehen könnte.". Das eine ist nach den eigenen Möglichkeiten zu schauen, aber dann vor allem auch, dass man sich erkundigt und offen dafür ist, was die Hochschule anbietet. Ich habe ja schon gesagt, dass das eigentlich recht viel ist. Es gibt nicht für alles eine Lösung, aber zumindest Ansprechpartner für sehr viele Dinge.

11. Wie können Kommiliton*innen aus Ihrer Sicht Studierende mit psychischen Erkrankungen unterstützen?

Ich glaube da geht es wieder um die gleichen Themen. Da unterscheiden sich Studierende nicht von Lehrenden und Mitarbeitern. Es geht immer wieder darum offen und tolerant zu sein und nicht gleich abzustempeln. Wenn sich jemand zum Beispiel zurückzieht und in einer Gruppenarbeit nicht so mitmachen kann, dass man ihn dann nicht gleich abschreibt. Dass man vielleicht überlegt und guckt, ob man die Person ansprechen und fragen kann, wie es ihr geht. Gruppenarbeit ist ja immer ein riesiges Thema. Vielleicht kann man sich als Gruppe auch schon selbst darüber verständigen was ist, wenn Leute ausfallen und einen Mechanismus für die Zusammenarbeit entwickeln. Das ist diese Offenheit, die man einfach im Kopf haben muss. Menschen verhalten sich aus verschiedenen Gründen so, wie sie es tun. Unter anderem auch deswegen, weil sie es nicht anders können. Ganz aktiv würde ich sagen, dass sich Studierende, genau wie Lehrende, informieren können, was an der Hochschule möglich ist und wo man jemanden hin verweisen kann. Es ist zwar nicht der Fall, aber ich will es schon benennen, Menschen dürfen auch nicht aktiv ausgeschlossen werden. Wenn sich jemand auf eine bestimmte Art und Weise zeigt und verhält, darf er nicht aktiv ausgeschlossen, gemobbt, oder gemieden werden. Ich würde mir natürlich sowieso wünschen, dass das an Hochschulen nicht passiert, aber es passiert sicherlich. Von daher wäre das mindeste, was ich mir wünschen würde, dass da nicht aktiv ausgeschlossen wird, sondern eher eine Offenheit da ist und ein bisschen Unterstützung angeboten wird. Dass man als Kommilitone einfach mal auf eine Person zugeht und fragt, was vielleicht los ist.

12. Finden Sie, dass sich Bedingungen, oder Strukturen im Studium verändern müssten, um Betroffenen ein gelingendes und zugänglicheres Studium zu ermöglichen? Wenn ja, welche?

Ich habe ja schon diese vielfältigen Angebote aufgezeigt. Da ist schon relativ viel. Das richtige Wort war "Strukturen". Neben dem, was individuell möglich ist, geht es um ein grundsätzlich anderes Umgehen mit dieser Bedingung von Studierenden. Da komme ich nochmal auf die offene Kultur der Verschiedenheit zu sprechen. Dass man, ohne zu viel Privates zu zeigen, einfach sagt: "Mir geht es gerade nicht gut.". Zu zeigen, dass nicht alle immer auf dem höchsten Leistungsniveau sind und immer das Beste machen, wäre das eine. Was die Hochschule tun könnte und sollte, das macht sie ja schon unter dem Label "familienfreundliche Hochschule", ist, dass sie mehr über Gesundheitsförderung nachdenkt. Und zwar nicht nur nach außen hin als Label, sondern es wirklich auch umsetzt. Dass die Hochschule überlegt, was sie für Strukturen und Prozesse hat, die krankmachen können und wo sie auf Krankheit noch besser reagieren kann. Was ich zuletzt im Sinne dieser zunehmenden, aufgezwungenen Digitalisierung gedacht habe, ist, ob man da nicht noch ein bisschen mehr rausholen könnte. Können wir Formen der digitalen Teilhabe an der Lehre, oder auch die Vernetzung mit Lehrenden und Studierenden ermöglichen, sodass es leichter wird einfach mal auszusteigen? Wenn ich mal eine Woche habe, in der ich nicht rausgehen kann, weil meine Ängste wieder ein bisschen größer geworden sind, wäre so etwas hilfreich, weil der Vorlesungsstoff trotzdem von zu Hause aus verfolgt werden könnte. Da könnte vielfältiger und diverser nachgedacht werden. Das ist nicht nur das Digitale, sondern es gibt auch andere Möglichkeiten. Zum Beispiel kann man mehr, oder andere Gruppenarbeiten fördern, sodass wir vielfältiger sind und es auch von Seite der Lehre nicht immer nach Schema F abläuft. Was ich auch denke und das ist ein Stück weit das Gegenteil, ist, wenn wir uns mehr kennen würden, die Einheiten kleiner wären und es nicht so eine große Einheit mit vielen Menschen wäre, was zwangsläufig zu einer gewissen Form von Anonymität führt, ist man näher dran und kann man besser reagieren. Das wird unter den Studierenden ja schon über die Orientierungseinheiten versucht. Man könnte es aber in Departements noch besser organisieren, damit sich Lehrende und Studierende besser kennenlernen. Man würde besser mitkriegen, wie es den Leuten geht. Natürlich immer unter Einhaltung der entsprechenden Distanz, die braucht es natürlich. Die Rollen sind letztendlich schon klar verteilt, aber trotzdem ein bisschen mehr voneinander zu wissen, hilft dann auf den anderen einzugehen und eine gewisse Toleranz zu entwickeln. Ich glaube aber die Hochschule hat vor allem erstmal die Aufgabe sich da vielfältiger zu zeigen und auch nach außen zu zeigen, dass wir uns bewusst sind, dass wir ein Ort sind, an dem studiert, aber auch gelebt und sich viel aufgehalten, wird. Dass wir darum wissen und unser Möglichstes dafür tun, dass man im

Studium gesund bleibt, oder trotz einer gesundheitlichen Beeinträchtigung das Studium gelingend gestalten kann.

13. Welche positiven Erfahrungen machen Sie in Ihrer Tätigkeit in Bezug zum Studierenden mit psychischen Erkrankungen?

Das ist eine herausfordernde Frage, weil der Schwerpunkt häufig darauf liegt was nicht funktioniert, oder wo Barrieren sind. Ich finde es eine schwere Frage. Wenn man mit Studierenden mehr im Kontakt ist und hinter die Kulissen schaut, weiß man einfach mehr. Ich habe unheimlich viele interessante Personen darüber, dass sie sich mir, weil sie irgendein Anliegen, wie zum Beispiel einen Nachteilsausgleich, hatten, öffnen mussten, kennengelernt. Dann habe ich dahinter auch tolle Geschichten gehört. Ich habe mitbekommen, wie sie diese zusätzlichen Anstrengungen aufbringen, welche Ressourcen sie einbringen, wie viel Kraft es erfordert und wie viel zusätzliche Kompetenzen es braucht, um in Anführungszeichen trotzdem zu studieren, auch, wenn man in der aktuellen Lebenssituation mit psychischen Herausforderungen konfrontiert ist. Das finde ich eigentlich am spannendsten und das ist auch das Motivierende. Dass man den Menschen hinter dem Studierenden sieht und merkt, dass es ganz tolle Leute sind. Es stehen ganz bunte Biographien dahinter. Das ist das eine, was ich denke. Zu den positiven Erfahrungen zählt auch noch, dass wir tatsächlich viel tun können. Wir haben ja auch immer wieder Erfahrungen, wo es gelingt, dass die Hochschule ihren Teil dazu beiträgt, dass Studierende erfolgreich sind und Teil der Hochschule bleiben können. Das sind positive Erfahrungen und sie ermöglichen es, dass man diese Tätigkeit gerne fortführt. Es ist schön, wenn man sieht, dass es etwas bringt sich zu engagieren, sich zu bemühen Strukturen aufzubauen und Prozesse zu verbessern und Angebote zu machen. Es macht schon etwas aus und ist nicht umsonst.

